

**Erich L., geb. am 14.9.1927 in Kösteldorf<sup>1</sup>  
Kriegsende und Vertreibung aus dem Sudetenland**

Wir marschierten im Kamnitztal hinab in Richtung Elbe. An der kleinen Brücke über die Kamnitz<sup>2</sup> hatten wir die erste Begegnung mit tschechischen Milizionären. Sie nahmen mir die Feldflasche weg. Wir kamen aber einigermaßen unbehelligt bis Tetschen über die Brücke. Dort verabschiedeten wir uns. Er zog mit seinen Jungs elbbwärts nach Dresden weiter, ich wollte mich im Vorland des Erzgebirges zunächst auf der Kaiserstraße in Richtung Kösteldorf durchschlagen.

Um diesen Plan in die Tat umzusetzen, musste ich aber erst für die Nacht einen Ort finden, wo ich mein müdes Haupt hinlegen konnte. Vom 9. auf den 10. Mai übernachtete ich gleich jenseits der Elbebrücke hinter einer Mauer ohne Decke und ohne Schutz. So warm war die Nacht.

Am nächsten Morgen ging es durch Bodenbach und Eulau an Kulmer Schlachtdenkmalen vorbei in Richtung Teplitz-Schönau. Die Straße war voller Menschen in beiden Richtungen. Uns entgegen kamen vor allem Ostarbeiter. Einige von ihnen, aber auch Tschechen, lungerten am Straßenrand und schikanierten die Deutschen. Tschechische Milizionäre riefen, dass Deutsche die Straße nicht verlassen dürften, sonst würden sie erschossen. Ostarbeiter nahmen uns das letzte Stück Brot ab. Als ich an diesem Abend in Teplitz bei einer deutschen Familie im Keller unterkriechen konnte, war ich froh, aber voller Sorgen für den nächsten Tag.

Am nächsten Tag wurde es auf dem Weg nach Brüx<sup>3</sup> nicht besser. Brot hatte ich nicht mehr. Das konnten mir die Ostarbeiter nicht wegnehmen. Aber sie entrissen mir Mantel, Jacke und Bluse. Einen Schlafplatz fand ich in dieser Nacht vom 11. auf den 12. in einem Bahnwärterhäuschen vor Brüx. Der nächste Tag sollte der schlimmste werden.

Inzwischen hatte ich mich zwei Kameraden angeschlossen, zwei Männern aus dem Böhmerwald, die gut zehn Jahre älter waren als ich und die auf dieser Strecke den selben Weg hatten. Unterwegs nach Komotau wurden bei Seestadt tschechische Milizionäre auf uns aufmerksam. Sie trieben uns in einen Gasthof, weil ein nächstes Lager angeblich überfüllt war. Kurze Zeit später kam ein Trupp russischer Flintenweiber – etwa 8 bis 10 – auf struppigen Pferden dahergewandert. Sie trieben uns auf der Landstraße in Richtung Brüx zurück. Wir sollten dort in ein Lager. Fußkranke, die nicht weiterkonnten, zusammenbrachen oder in den Straßengraben wankten, wurden rücksichtslos erschossen. Auch in diesen Augenblicken hatte ich die Worte meines Vaters im Sinn. „Du musst heim zur Mutter.“ Meine beiden Leidensgenossen gingen an meiner Seite. Ich flüsterte ihnen zu, dass ich abhauen müsse. Ich müsse es versuchen. Sie erschrakten und bettelten mich, ich solle bleiben; denn ich würde erschossen. Aber ich setzte alles auf eine Karte und riskierte es. Ich ließ mich unauffällig in den hinteren Teil des Zuges zurückfallen. Als ich meinte, keiner der Aufpasser schaue her, ließ ich mich fallen, rollte vom Rand der Kolonne über die Böschung in den Straßengraben und blieb unbeweglich liegen. Ich erwartete Gebrüll und den

---

<sup>1</sup> Schwarzenbach liegt am Fuß der Südabdachung des Erzgebirges und ist umgeben von Wäldern und Wiesen mit seltenen Pflanzen. Die Gemeinde Schwarzenbach besteht aus den Ortsteilen Schwarzenbach und Kösteldorf.

<sup>2</sup> Die Kamnitz ist ein rechter Nebenfluss der Elbe in Nordböhmen.

<sup>3</sup> Die Stadt Brüx im Okres Most (tsch.) liegt am Fluss (Biela) im Nordböhmischen Becken.

Genickschuss. Aber das geschah nicht. Das Geräusch des Zuges entfernte sich und es wurde still.

Unbeweglich und mit geschlossenen Augen blieb ich liegen. Diese Augenblicke, in denen mir wohl von Gott ein zweites Leben geschenkt worden war, dauerten scheinbar eine Ewigkeit. Nach dieser schlug ich dann doch die Augen auf und sah, dass ich wirklich heil und alleine war. Ich hatte mich aber kaum erhoben, da merkte ich, dass ich an diesem Tag noch mehr Glück brauchte. Drei mit Karabinern bewaffnete Tschechen kamen auf der Straße aus Brůx daher, zwei junge Tschechen und eine Tschechin. Sie befragten mich. Ich erklärte, dass ich nicht wüsste, wo ich sei und wohin ich mich wenden müsse. Die Tschechin sagte: „Geh nach Brůx. Dort ist ein Lager für Wehrmachtsangehörige. Dort wirst du entlassen.“ Dabei zwinkerte sie mir zu. Ich versprach dies zu tun und wir gingen in entgegengesetzter Richtung auseinander. Sobald sie außer Sichtweite waren, schlug ich mich zum Gebirge hin ins Feld. Ich kam nur sehr langsam voran, denn ich schlich nur gebückt und robbte auf allen Vieren vorsichtig über flache Feldstücke. Wege oder Straßen querte ich nur nach entsprechenden Beobachtungen. Immer wieder peitschten Schüsse durch die Flur. Im Feld versteckt und auf Ansitzen saßen Tschechen und schossen auf Deutsche, die sich von der Straße absetzen wollten. Angeschossene lagen auf den Feldern und schrien jämmerlich. Diese Schüsse und Schreie machten mich noch vorsichtiger und ließen mich manchmal minutenlang innehalten, um die nächsten Schritte abzuschern. Auf diese Weise erreichte ich am späten Nachmittag dieses 12. Mai den schützenden Wald am steilen Hang des Erzgebirges westlich des Großen Bärenstein. Diesen sieht man zwar noch, wenn man heute auf der neuen Autobahn von Komotau nach Brůx fährt, aber die ganze Landschaft zwischen Autobahn und Gebirge musste einer der größten Tagebauanlagen Europas weichen. Fast 20 Dörfer und Teile der Stadt Brůx selbst gingen in der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts darin unter. Dazu gehört auch der Ort Seestadt (Ervenice), wo mein Drama an diesem Tag begann, und die Felder, durch die ich um mein Leben robbte. Diese Welt meiner Bedrängnis, aus der ich durch Glück und Vorsicht entkam, ist also im wahrsten Sinne des Wortes untergegangen. Mit ihr auch jene Spur von Deutschen, die dort am 12. Mai 45 – und sicher auch an den Tagen davor und danach – von tschechischen Milizionären erschossen wurden wie die Hasen. Die Massen- oder Einzelgräber, die einfach Verscharrten, wurden in den tschechischen Jahrzehnten nach 1945 weggebaggert.

Sobald ich den Wald erreicht hatte, fühlte ich mich sicherer. Hier war ich in meinem Element. Nicht umsonst hatte ich darin meine Ausbildung erfahren. Aber auch im Wald war Vorsicht geboten. Schüsse und Schreie hallten auch da, und Flüchtlinge suchten wie ich dort einen rettenden Weg. In einem Straßendorf, dessen Namen mir leider entfallen ist, war die Überquerung der Straße besonders risikoreich. Sie gelang mir, weil mich ein Deutscher im richtigen Augenblick rüberwinkte.

An diesem Tag ging ich eine Zeitlang mit einem Landser. Er war auch auf dem Heimweg. Nach Schwarzbach an der Saale, also bis hinüber ins Reich wollte er. Er war älter als ich, so um die 40, wird also heute schon nicht mehr leben. Wir kamen an diesem Tag bis in die Nähe von Sebastiansberg an der Komotauer Straße. Todmüde schliefen wir im schützenden Wald.

Am 13. versuchten wir den Kammweg zwischen Sebastiansberg (Hora Sv. Sebastiana) und Weipert (Vejprty) zu gehen, immer mit der entsprechenden Vorsicht; denn auch hier konnten Mörder lauern. Wir begegneten einem Trupp Gefangener, die von Russen geführt wurden. Weil wir rechtzeitig in Deckung gingen, konnten wir flüchten.

Der Kammweg verlief hier fast in tausend Meter Höhe. Bei einem Förster konnten wir in einer Scheune übernachten.

Je weiter wir ins westliche Erzgebirge kamen, d.h. je mehr ich mich dem Heimatort näherte, um so ruhiger wurde es. Am 14. blieben wir auf dem Weg nach Joachimsthal (Jachymov) unbehelligt. Über dem Ort übernachtete ich im Wald. Von dort wusste ich am nächsten Tag schon Schleichwege über Abertham (Abertamy), Bähringen (Perning) um Neudek herum bis Thierbach (Sucha). Sieben bis acht Stunden wanderten wir ununterbrochen, fast ohne einem Menschen zu begegnen. Obwohl ich schon todmüde war, wurde ich immer schneller; denn ich spürte in der Landschaft an Bäumen, Bächen und Häusern, dass ich der Heimat näher kam. In Thierbach traf ich zwei Mädchen auf der Straße. Es waren eigentlich schon zwei junge Damen, die mindestens so alt waren wie ich. Damals kannte ich sie noch nicht näher, ich wusste nur, dass es sie in Thierbach gab. Ich muss damals sehr abgerissen ausgesehen haben; denn sie schauten mich ganz erstaunt an. Auch als ich sie fragte, ob ich auf der Straße sicher sei. „Ja“, sagten sie, „bei uns gibt es keine Tschechen.“ Da war ich natürlich froh, wusste aber auch, dass die zwei noch nicht wirklich erfahren hatten, dass die Tschechen von heute auf morgen Sieger des 2. Weltkriegs geworden waren.

Die letzte halbe Stunde nach Kösteldorf legte ich zurück, ohne einem Menschen zu begegnen. Stille lag über dem Land wie im tiefsten Frieden; unwirklich fast, wenn ich an den Albtraum dachte, den ich Tage vorher durchlebt hatte. Als ich mich dem Elternhaus näherte, ging Mutter gerade über den Hof. Auf meinen Ruf fuhr sie herum. Ich vergesse nie ihren Ruf: „Jesse, mei Bou is dou!“ Dann brach sie in hemmungsloses Schluchzen aus und wir lagen uns beide in den Armen. Wir gaben uns dem Glücksgefühl hin, den anderen lebend in den Armen halten zu können. Der Schmerz der bohrenden Ungewissheit löste sich.

Auch die Großmutter im Haus schloss ich in die Arme und ich drückte meinen Bruder. Dann kam ein etwa 40jähriges Ehepaar auf mich zu. Sie stellten sich als Flüchtlinge aus der Slowakei vor. Sie waren seit März bei uns einquartiert. Von ihnen konnte ich nichts wissen; denn in den letzten beiden Kriegsmonaten war keine Nachricht aus der Heimat mehr zu mir gelangt. Sie waren freundliche Leute und hatten einen fünfjährigen Sohn. Nach meiner Rückkehr blieben sie noch einige Zeit bei uns wohnen und fuhren dann mit dem Zug in die Slowakei zurück. Ich hoffe, sie sind wieder in ihrer Heimat angekommen. Gehört haben wir von ihnen nichts mehr.

Von Mutter erfuhr ich nun, dass von Vater seit Januar jedes Lebenszeichen fehlte. Jeder Tag, den wir länger warteten, erhöhte die Ungewissheit. Wir trösteten uns zwar damit, dass seine Briefe vielleicht verloren gingen, weil die tschechische Post sie nicht beförderte, aber das nahm uns nicht die Ungewissheit. Die mussten wir noch fast ein Jahr aushalten. Dann erhielten wir seinen ersten Brief aus Dachau. Den Brief habe ich noch heute; den haben wir in die Vertreibung mitgenommen. Da sind noch die Tränen drauf, die wir damals in unserem Haus in Kösteldorf weinten. Dorthin konnte Vater nicht mehr zurückkehren.

Es war nicht nur ruhig als ich in Kösteldorf ankam. Es blieb auch so in den Wochen danach. Die Tschechen hatten so viel mit der Austreibung der Deutschen unten in den Städten zu tun, dass sie im Mai und Juni noch nicht bis Kösteldorf kamen.

Dass wir in dieser Zeit so gut über die Runden kamen, lag auch daran, dass wir in unserem Dorf so „gemeinschaftlich“ waren. Es gab zwar hauptsächlich zwei gegenseitige Lager, aber die konnte sich aufeinander verlassen. Beide Gruppen waren etwa gleich arm oder reich. Alle hatten ein eigenes Haus. Da lagen das Wohnzimmer

und der Ziegenstall oft nicht weit auseinander. Auch politisch war die Zuordnung danach leicht. Die, die nur eine Ziege hatten, waren „Kommunisten“, die „Kuhbauern“ waren die „Faschisten“, was natürlich überhaupt nicht bedeutete, dass irgendeiner von denen etwas mit dem ideologischen Führerwillen zu tun gehabt hätte. Josef Pösel, der während der Hitlerzeit Bürgermeister gewesen war, wurde abgelöst, blieb aber unbehelligt. Als einer der ersten kam er im April 1946 in einen Vertriebenen-transport nach Kassel.

Einer, der bis 1938 Sozialdemokrat gewesen war, jetzt natürlich als Antifaschist auftreten konnte, wurde vom Chodauer Národní Výpor zum Bürgermeister ernannt. Es war Josef N., der sein Haus in der Nähe des Gasthauses „zur schönen Aussicht“ hatte. Er konnte nicht verhindern, dass noch im Mai vier Männer eingesperrt wurden, die man als Vertreter des verflornten Regimes hätte bezeichnen können. Zu ihnen gehörte der Wirt unseres Gasthauses. Dem wurde vorgeworfen, dass er die Räumlichkeit für Parteiversammlungen hergegeben hatte. Ein armer Kerl war der NSV-Mann (Nationalsozialistische Volksfürsorge), der für das Winterhilfswerk gesammelt hatte, also eigentlich Leiter einer sozialen Einrichtung war. Der Dritte war der HJ-Führer und der vierte ein SS-Mann. Von allen Vieren wusste unser antifaschistischer Bürgermeister aus persönlicher Kenntnis, dass sie im Sinne einer rechtlichen Anklage unschuldig waren. Genauso gut wusste er, dass sie im Mai/Juni in einem tschechischen Gefängnis in Lebensgefahr waren. Es war nun die Qualität unserer Dorfgemeinschaft, dass Bürgermeister N. sich nicht über den letzteren Umstand freute, sondern sich für die vier Kösteldorfer „Nazis“ einsetzte, um sie frei zu bekommen. Leider gelang ihm das nicht. Bereits im Juli 1945 wurde er von einem sechzigjährigen Prager Tschechen abgelöst. Dessen Namen habe ich leider vergessen. Eigentlich wäre er es wert gewesen, dass man ihn sich merkt; denn mit ihm hatten wir Kösteldorfer in gewisser Weise Glück. Er führte ein verhältnismäßig mildes Regime, d.h. er traktierte die Leute nicht und ließ sie nicht schlagen, was in anderen Dörfern, wie uns berichtet wurde, durchaus vorkam.

Der HJ-Führer Franz L. und der NSV-Leiter Alois P., der Vater des obenerwähnten Bürgermeisters, kamen Anfang 1946 wieder frei und gingen noch im selben Jahr mit in die Vertreibung. Der SS-Mann Oswald L. überlebte die Internierung, kam 1949 frei und siedelte 1950 aus. Der Gastwirt U. blieb in Kösteldorf, weil sein Sohn Facharbeiter in der Wollkämmerei in Neudeck war und zu denen gehörte, die in den ersten Nachkriegsjahren von den Tschechen für unabhkömmlich erklärt worden waren.

Darüber hinaus hatte der Umsturz am 8. Mai unser Dorf noch nicht mit der Wucht erreicht, von der Nachrichten aus dem Inneren der Tschechei her nur verhalten zu uns drangen. Dennoch war auf unserem Hof nichts mehr wie vorher. Nicht nur, weil Vater fehlte. Wir waren mit den drei Flüchtlingen sogar zwei Leute mehr. Bei dem kleinen Anwesen, das wir unser Eigen nannten, wirkte sich das sofort auf die Wohnverhältnisse aus. Sie wohnten in meinem Zimmer, und ich musste mit meinem Bruder in die gute Stube ausweichen. Sie war meist ungenutzt. Es lag also nahe, sie in Zeiten der Not zu belegen. Wir nahmen die Einschränkung gern in Kauf. Dabei dachten wir, dass es uns im Vergleich zu unseren unfreiwilligen Gästen noch relativ gut ging. Sie waren im März aus der Gegend um Glaserhau im Hauerland (Mittelslowakei) gekommen. Dort waren schon im Sommer 1944 beim Partisanenaufstand viele Deutsche erschlagen worden, in Glaserhau alle Männer. Josef – an diesen Vornamen erinnere ich mich noch, während ich den Familiennamen vergessen habe – hatte nur überlebt, weil es seiner Frau, die selbst Slowakin war, gelungen war, ihn zu verstecken. Dabei

hatte eine Rolle gespielt, dass sie außer Deutsch und Slowakisch auch noch etwas Ungarisch und Russisch sprach.

Dass sie dies wirklich einsetzen konnte, erlebten wir, als einmal Russen auf unseren Hof kamen. Damals hat sie mir wahrscheinlich das Leben gerettet. Auf einem Panzerwagen kamen vier russische Soldaten. Sie waren offenbar gewohnt, sich als Besatzer aus den Häusern das zu holen, was ihnen gefiel. In unserem Haus richtete sich ihre Begierde auf unser Kalb, das einzige, das wir hatten. Erst später, wie heute natürlich im Rückblick, wurde mir klar, wie wenig ich damals noch begriffen hatte, in welcher Situation wir Deutschen uns befanden. Ich glaubte tatsächlich, die vier bewaffneten Russen daran hindern zu können, das Kalb mitzunehmen. Um mir wenigstens annähernd Waffengleichheit zu verschaffen, rannte ich in die Küche und wollte mir Mutters großes Küchenmesser holen. Die Flüchtlingsfrau hielt mich zurück, als ich mich auf die Russen stürzen wollte. Die Russen konnte sie beschwichtigen, weil sie sie in ihrer Sprache ansprach. Sie zogen mit unserem Kalb fluchend ab – wohl irritiert. Ich kochte vor Zorn.

Die Deutschen aus der Slowakei blieben noch bis in den Herbst hinein bei uns am Hof. Ich erinnere das so genau, weil sie zur Kartoffelernte da waren. Ihre Abreise zurück in die Slowakei muss wiederum vor dem 28. Oktober gelegen haben, weil sie große Umstände mit der Rückreise hatten. Der nächste Bahnhof, wo sie hätten abreisen sollen und ihre Kisten und Säcke hätten aufgeben können, wäre Chodau<sup>4</sup> gewesen. Als sie dort ihre Reise nach Osten beginnen wollten, stellte sich heraus, dass von diesem Bahnhof in der amerikanischen Zone eine Reise so weit nach Osten in die sowjetische Hoheitszone für Zivilisten überhaupt nicht möglich war. Das Gepäck und die Personen aus Kösteldorf, das ja im Gegensatz zu Chodau schon im sowjetischen Zonenbereich der CSR lag, mussten ihre Reise auf einem Bahnhof dieser Zone beginnen. Der war für sie in Neudeck. Sie bzw. wir mussten ihre Sachen wieder von Chodau herauf nach Neudeck schaffen, damit sie von dort, die Heimreise ins Karpatenland antreten konnten.

Über ein Jahrzehnt später erfuhren wir, dass sie tatsächlich dort ankamen, aber nur, um sich in einen Vertriebenentransport aus ihrer Heimat einreihen zu müssen. Der brachte sie in die SBZ. Nur durch Zufall wurde uns dieser Teil ihres Schicksals Anfang der 60er Jahre bekannt, als Zonenflüchtlinge an die Bergstraße kamen. Die kannten sie zufällig und konnten uns das berichten.

Damals – 1945 in Kösteldorf – fand ich bald weitere Möglichkeiten, mich zu wundern z.B. über die Änderungen, die eingeführt wurden, als am 28. Oktober 1945 die Tschechoslowakei ein freier Staat wurde. Bis dahin war das Land von den Russen und ein kleiner westlicher Teil um das Egerland von den Amerikanern besetzt. Für die Nachwelt und faktisch für uns damals war interessant, dass die Demarkationslinie zwischen den beiden Besatzungszonen in unserer Gegend vor Kösteldorf verlief. Das Gebiet der Amerikaner reichte bis Chodau. Kösteldorf war schon russisch und Neudeck war bereits ein Stützpunkt der Russen in unserer Gegend.

Die tschechische Obrigkeit war natürlich schon da, bevor die Russen gingen. Dann aber bekamen wir sie erst richtig zu spüren. Alle mussten wir eine „Legitimaze“, einen Ausweis haben. Außerdem mussten alle Deutschen eine weiße Armbinde mit einem N drauf tragen. Schließlich ordneten sie an, was wir abgeben mussten. Von mir

---

<sup>4</sup> Die Stadt liegt in Westböhmen am Chodaubach etwa 12 km VON Karlsbad entfernt.

gehörte dazu mein Fahrrad und meine Geige. Ich musste beides auf die Gemeinde bringen.

Im Frühjahr 1946 kamen dann die ersten Fremden ins Dorf und sahen sich die Häuser an. Viel gab es für sie nicht zu sehen, denn bei uns gab es – wie schon eingangs bemerkt – keine großen Gehöfte. Das größte war immer noch ein „Sachl“, in dem sich der, der davon leben wollte, plagen musste. Da gab es schon in Dotterwies und erst recht unten bei Chodau einladendere Anwesen.

War das Auge eines Tschechen auf das Haus eines Deutschen gefallen, hatte der meist gar nichts zu lachen. Er musste raus in ein anderes und durfte von seinen Sachen fast nichts mitnehmen. Aus seiner dann natürlich miesen Behausung konnte er mit ansehen, wie es sich der Tscheche in seinem ehemaligen Eigentum wohlgehen ließ. Ich erinnere mich an den Förster M. im Kösteldorfer Forsthaus. Den kannte ich recht gut, weil ich ihn auch mit unserem Honig versorgte. Außerdem arbeitete mein Onkel Rudolf (Kap 2.3) als Heger bei ihm und mit dem war ich schon als Junge oft durch den Wald gestreift. Bei ihm hatte ich überhaupt meine Liebe für das Forstwesen entdeckt. Kurzum, über meinen Onkel war ich unserem Kösteldorfer Förster besonders verbunden. Deshalb verfolgte ich mit besonderer Anteilnahme, wie Herr M. etwa im Feber 1946 sein Forstamt verlassen musste. Rausgejagt wurde er samt seiner Frau und dem kleinen Kind. Auf engem Raum mit anderen Deutschen saß er dann in einem weniger begehrten Haus und harrte – wie schon oben angedeutet – der Dinge, die da kommen sollten. Es kam die Aussiedlung, was für uns damals keineswegs ausgemacht war. Die Vertreibung – schon gar eine auf Dauer – war einfach zu unglaublich.

Im Falle von Förster M. ging es sicher nicht nur ums Haus, sondern der Tscheche wollte auch das Amt. Um an beides zu gelangen und einen Deutschen zu schädigen, musste ein Tscheche nur dessen Besitz beanspruchen.

Onkel Rudolf war von irgendwelchen landsmannschaftlichen Zugehörigkeiten im Forstamt deshalb weniger betroffen, weil er neben der Hegerei immer schon seine Kleinlandwirtschaft betrieben hatte, die etwas außerhalb von Kösteldorf im Kofl lag. Als sein Vorgesetzter, Förster M., aus seiner Försterei gewiesen wurde, war mein Onkel schon nicht mehr da. Aus Gründen, die ich heute schon nicht mehr weiß, hatte er sich mit seiner Frau Maria und seinem Sohn auf die Flucht über die Grenze begeben. An dieser Stelle ist vielleicht interessant zu erwähnen, dass sie wie alle Kösteldorfer Flüchtlinge über die Grenze bei Eger in die amerikanische Zone gegangen sind. Niemand flüchtete in die deutsche Sowjetzone. Ohne diese eindeutige Aussage einzuschränken, erwähne ich an dieser Stelle jedoch, dass es eine Gruppe Kösteldorfer gab, die schon im Frühjahr 1946 in gewisser Weise freiwillig in die SBZ ausgesiedelt sind. Das waren einige Antifaschisten, die sich bei allem Fürchterlichen, was man von den Russen gehört hatte, einen starken Glauben an den Sozialismus bewahrt hatten und sicher hofften, der werde sich nun im neuen Deutschland unter sowjetischer Herrschaft verwirklichen lassen, Hoffnungen, die sich für einige sicher nicht erfüllt haben.

Insgesamt drängten jedoch Tschechen aus dem Inneren sehr mäßig in unser Dorf, jedenfalls solange wir Sudetendeutschen noch da waren. Wir konnten das ziemlich lange beobachten; denn wir - meine Mutter, mein Bruder und meine Großmutter Anna P. – verließen Kösteldorf erst mit dem 7. und letzten Vertriebenentransport im Oktober 1946. Ich weiß aber aus mehrfach bestätigter Information, dass sich die

Kösteldorfer Häuser auch nach unserem Weggang nie ganz füllten. Viele blieben nach der Plünderung dem Leerstand überlassen und verfielen nach und nach.

Die Erklärung, weshalb so wenig Tschechen den Weg in unser Kösteldorf fanden, ist leicht. Die Mühe, unser karges Land zu bewirtschaften, war ihnen einfach zu groß. Unser Dorf war vom Unterland von Chodau her gesehen das erste im Gebirge. Wir lagen schon 500 m hoch. Weizen gedieh schlecht. Als Getreide mussten wir Roggen anbauen, Hafer vor allem als Futter. Gut gediehen bei entsprechender Mühe Kartoffeln. Aber auch da musste man sich mühen. In diesem Grenzbereich vor allem bäuerlicher Existenz hatten die Generationen vor uns über die Jahrhunderte in Kösteldorf gelebt und gewirtschaftet.

In und nach unserer Vertreibung fanden sich nie genug Tschechen, um unser Land zu besiedeln und unsere Häuser zu füllen. Daran hat sich bis heute nichts geändert. Für den Besucher von heute, der über unser damaliges Kösteldorf nicht informiert ist, wird das nur deshalb nicht so sichtbar, weil viele Häuser abgerissen sind.

Im Winter 1945/46 zeichnete sich immer mehr ab, dass wir von der Vertreibung betroffen werden könnten. Gerüchte schienen sich zu bestätigen, dass die Tschechen schon viele Deutsche aus z.B. Komotau und Karlsbad unter entwürdigenden Ausschreitungen verjagt hatten. Am quälendsten war die Ungewissheit, weil wir nie wussten, ob eine Nachricht wahr oder nur Gerücht war. Es gab für uns keine Zeitungen und kein Radio und die Post durften wir Deutsche lange nicht benutzen. Für uns steigerte sich die Ungewissheit noch, da wir immer noch nichts von Vater gehört hatten.

In diese Ungewissheit hinein unterließen wir dennoch nicht, für die Zukunft zu planen. Dazu gehörte auch die Schmuggelaktion, an der ich mich nach Beratung mit meiner Mutter beteiligte. Wir wollten Sachen, die wir für wichtig hielten, über die Grenze schaffen. Dazu gehörte vor allem Kleidung. Leider war die Grenze, an der wir interessiert waren, weiter weg als die, die uns als nächste benachbart war. Die wäre von uns aus über Platten (Blatná) nach Georgenstadt in Sachsen leichter erreichbar gewesen, hätte aber in die Sowjetzone geführt. Dorthin zog es uns wie oben schon ausgeführt nicht. Es gab zwar wenig verlässliche Nachrichten, aber da waren wir verbliebenen Kösteldorfer weitgehend alle gewiss: in die Sowjetzone wollten wir nicht.

Verschiedene Leute im Dorf hatten deshalb schon versucht, Sachen in die amerikanische Zone zu bringen. Die lag nach dem Abzug der Amerikaner aus dem westlichen Egerland im Oktober 1945 noch jenseits von Eger in Bayern. Dorthin brachten Kösteldorfer in Schmuggelaktionen ihnen wertvoll erscheinende Waren. Zu denen, die wir kannten, gehörten Emma, deren Familienname ich nach so langer Zeit schon vergessen habe und Anna Hassmann (oder so ähnlich). Ich erinnere mich aber, dass sie beide in der alten Wehrmühle wohnten, die versteckt im Wald zwischen Kösteldorf und Pechgrün lag. Sie waren beide älter als ich und erlaubten, dass ich mich ihnen bei einem solchen Unternehmen anschloss. Wie ich oben schon vermerkte, ging es um Kleidung. Deren Schmuggel konnte weniger risikoreich gestaltet werden, weil man die Einzelstücke übereinanderziehen und den sichtbaren Gepäcktransport vermeiden konnte.

Dennoch blieb ein solcher Gang risikoreich. Wir mussten zumindest über Chodau bis Eger die öffentlichen Straßen benutzen und durften außerdem die Armbinden nicht tragen, was ja wiederholte Kontrollen provoziert hätte. Ohne Armbinde erwischt zu werden, war wiederum für uns gefährlich, weil wir zu wenig Tschechisch konnten, um

uns als Tschechen auszugeben. Es war also so oder so risikoreich. Damals wagten wir es aber. Wie sinnvoll das war, diese Frage zu stellen, ist heute müßig.

An dieser Stelle sei erwähnt, dass etwa um diese Zeit – Januar 1946 – auch mein Onkel Rudolf auf diesem Weg mit seiner Familie in den „Westen“ geflüchtet ist. Im letzten Kapitel habe ich das erwähnt. Wie er das mit dem Gepäck gemacht hat und ob er vor oder nach meiner Schmuggelaktion diesen Schritt gewagt hat, vermag ich leider aus der Erinnerung nicht mehr zu sagen.

Auch das genaue Datum weiß ich nicht mehr. Es war ein kalter Wintertag im Januar 1946. Wir liefen stundenlang bis Eger. Glücklicherweise kümmerte sich niemand um uns. Ich weiß noch, wie wir durch Eger gingen. Hinter der Stadt benutzten wir Feldwege. An der Grenze mussten wir einige Stunden im Dickicht liegen, bis die tschechischen Grenzer weg waren. Wir konnten dann problemlos passieren. Von Schirnding bis Marktredwitz konnten wir dann sogar den Zug benutzen. Dort haben wir uns am Bahnhof das Schmuggelgut ausgezogen. Ich konnte Hosen und Jacken von Vater und meine Försterjacke bei den Leuten in Marktredwitz hinterlegen, die Emma und Anna schon kannten. Sie schickten die Sachen weiter nach Crailsheim zu „Treuhändern“, d.h. Verwandten oder Bekannten, bei denen wir sie dann 1947 irgendwann abgeholt haben. Wir haben tatsächlich alles bekommen, was ich hinterlegt hatte. Es gab also in dieser schmerzlichen Notphase unseres Volkes ehrliche Menschen.

Als wir damals im Januar 46 in Marktredwitz umkehrten, hatten wir andere akute Probleme vor Augen. Wir mussten über die von beiden Seiten bewachte Grenze zurück. Das wurde natürlich durch den Schnee, in dem wir Spuren hinterließen, nicht erleichtert. Außerdem waren wir nicht mehr so warm gekleidet wie auf dem Hinweg. Wir schafften aber auch den Rückweg, ohne gefasst zu werden. Glücklicherweise schloss ich meine Mutter in die Arme, als ich in Kösteldorf ins Haus zurückkam. Sie hatte um mich gebangt, solange ich weg war. Drei Tage hatte der Schmuggelgang gedauert.

In all den Wochen und Monaten nach Kriegsende harrten wir auf eine Nachricht von Vater. Schließlich wurde es schon ein Jahr. Der erste Brief erreichte uns im Juni 1946. Da war die Vertreibung auch in Kösteldorf schon in vollem Gange. Sein Brief war für uns wie eine Erlösung. Er enthielt zwar auch die Nachricht, dass er in Dachau in Gefangenschaft war. Aber er lebte wenigstens und hatte keine Kriegsverletzung.

Danach erhielten wir von ihm in die Heimat keine Briefe mehr, obwohl er weiterhin solche an uns richtete, wie wir später von ihm erfuhren. Dass uns der eine erreicht hatte, war also eine glückliche Fügung. Wir konnten leider nicht zurückschreiben, weil die Benutzung der Post für uns Deutsche verboten war.

Am 19. Oktober kamen wir dann selbst mit dem letzten Transport in die Aussiedlung. Für unser Dorf war das Vertreibungslager in Neusattl<sup>5</sup> (Nové Sedlo) zuständig. Von dort waren ab April 1946 Kösteldorfer bereits in mehreren Transporten ausgesiedelt worden. Der erste ging am 1. April nach Kassel in Nordhessen. Weitere folgten in die DDR, nach Aschaffenburg, Wiesau, Landshut, Regensburg, Berchtesgaden, Reichenbach, Sulzbach-Rosenberg und schließlich eben wir nach Sprendlingen.

Um dorthin zu gelangen musste unser langer Güterzug aus Neusattl wahrlich einen Hindernislauf vollführen. Wir waren keine leichte Fracht, immerhin ca. 1200 Vertriebene in 40 Waggons zu je 30. Heute würde man sagen, wir waren alle Sozialfälle. Deshalb waren wir auch damals eine schwere Fracht. Um ausgeladen zu werden,

---

<sup>5</sup> Die Stadt liegt links des Egertales etwa 10 km südwestlich von Karlsbad in einem Braunkohlenbergbaugebiet.



war aber nicht das Kriterium, ob eine Gemeinde Geld hatte. Das war ohnehin weitgehend wertlos. Entscheidend war verfügbarer Wohnraum. Der war im zerstörten Deutschland rar wie nie in den Jahrhunderten zuvor. Heute wissen wir, dass unser Transport zu den letzten überhaupt gehörte. Dann sagten die Amerikaner nämlich „stopp!“. Bevor sie das aber sagten, fuhr unser Zug scheinbar ziellos von Ort zu Ort. Immer hieß es „alles voll!“ Dann fuhr er weiter. Das war schon in Wiesau so, wo wir aus dem Sudetenland kommend zuerst das alte Reichsgebiet in Bayern erreichten. Unsere Armbinden hatten wir vorher bei der Fahrt über die Grenze begeistert aus dem Zug geworfen. Tschechen nicht mehr ausgeliefert zu sein, war ein starkes Empfinden. In Wiesau konnten wir den Zug verlassen und kamen in die Entlausung. Dann aber ging es weiter und eine Odyssee begann. An allen Orten hieß es „alles voll“, auch in Aschaffenburg. Von dort fuhr unser Zug weiter nach Sandbach im Odenwald. Dort konnten wir endlich aussteigen. Wir blieben nur wenige Tage im Lager, wurden wenig später auf Holzvergaserlastwagen vor allem auf Dörfer verteilt. Uns verfrachtete man nach Sprendlingen, wo wir am 28. Oktober 1946 ankamen. Tröstlich war, dass der ganze Waggon mit Kösteldorfern, der von Neusattl kaum zehn Tage zuvor auf die Reise gegangen war, zusammen bis nach Sprendlingen kam, auch im Autotransport. So waren wir zwar jetzt in der Fremde, aber es gab wenigstens einige vertraute Menschen über die engere Familie hinaus. Das half am Anfang sehr.